



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Literatur.

Geschichte des römischen Papstthums. Vorträge von Wilhelm Wattenbach. Berlin, Verlag von Wilhelm Herz. 1876.

Lange Jahrzehnte hindurch, ja seit dem Ausgang der Reformationszeit ist nicht so viel vom Papste die Rede gewesen wie heutzutage. Im vollen Ernste wird von Rom aus der Versuch gemacht, uns alle, Protestanten wie Katholiken in's Mittelalter zurückzuversetzen, indem man uns dem in der Lehre Thomas von Aquino wurzelnden Papalsystem unterwerfen will, welches davon ausgeht, daß der Papst als Stellvertreter Petri, Christi, Gottes auf Erden Inhaber nicht nur der bischöflichen, sondern aller Gewalt überhaupt ist, daß er die Kirche besteuern kann, daß deren ganzes Vermögen ihm gehört, und daß er sogar über das Eigenthum der Laien zum Besten der Kirche zu verfügen berechtigt ist. Auch im Mittelalter ist hiergegen gekämpft worden, aber nicht sowohl gegen das System, als gegen seine Uebertreibung und Ausartung in der Praxis. Die Gegenwart mußte dagegen diesem in den letzten Jahrhunderten vorzüglich von den Jesuiten vertretenen Systeme selbst den Krieg erklären; denn unsere ganze Bildung, unser Staatswesen ruht auf ganz andern Grundlagen als die Culturwelt des Mittelalters. Lange Zeit kam es der neuen Zeit, als die jesuitische Partei in der katholischen Kirche die Allmacht des Papstes zurückforderte, wie das Treiben eines aus dem Grabe der Vergangenheit wieder aufgestiegenen, nur wollenden, aber nicht könnenden Schattens vor, und erst vor Kurzem sah man ein, daß das Gespenst es mit seinem Anspruch nicht bloß ganz ernstlich meinte, sondern auch Leben und Kraft besaß — namentlich die Kraft zu schaden. Es hat in Deutschland Familien und Gemeinden entzweit, und es hat eine nichts weniger als unbedeutende reichsfeindliche Partei entstehen lassen. Es hat, als in Frankreich die bigotte Spanierin Eugenie auf dem Thron saß, einen schweren Krieg gegen uns heraufbeschworen. Es schürt und wühlt dort noch heute gegen uns. Es sitzt dem neuen Italien als Pfahl im Fleische. Es verübte in Spanien durch den Arm des von ihm mit allen Mitteln unterstützten blutigen Prätendenten drei Jahre hindurch allerlei Greuelthaten.

Insofern ist jedes auf wissenschaftlichem ruhende Buch, das uns die Geschichte der Päpste in allgemein faßlicher Weise erzählt, willkommen zu heißen, und ein solches Buch haben wir vor uns. In nüchternen, leidenschaftsloser Weise untersucht der Verfasser, woher das Papstthum stammt, wie es zur Höhe seiner Macht gelangt, wie es zu gewissen Zeiten und nach gewissen Seiten hin nothwendig und nützlich gewesen ist, und warum und auf welche Weise endlich seine Allgewalt gesprengt wurde, so daß die Gegensätze sich

fortan (nach den Concilien von Constanz und Basel) nur noch äußerlich gegenüberstanden. Alles das ist in kurzen Umrissen der Hauptpersonen und der von ihnen geschaffnen Situationen ausgeführt. Doch ist lediglich das Mittelalter eingehend behandelt, und von der Urzeit des Papstthums sowie von den Jahrhunderten nach Sixtus dem Fünften wird nur das Nöthigste kurz erwähnt — mit Recht, da wir in Betreff der neueren Zeit in Rankes Werk gründliche und reichliche Belehrung finden, das mittelalterliche Papstthum aber noch keine Darstellung gefunden hat, die genügte.

Sollen wir gewissen Partien des Buches den Vorzug geben, so sind es die Kapitel, welche den Kampf des Papstthums mit dem Kaiserthum unter den Hohenstaufen und das endliche Unterliegen des letzteren mit dem Untergange dieses Geschlechts schildern, dessen größter Vertreter, Friedrich der Zweite, seiner Zeit wie in andern Dingen auch hierin voraus, allen Ernstes daran dachte, die Herrschaft Roms durch eine unter dem Kaiser stehende Staatskirche zu ersetzen. Nächst diesen Abschnitten bieten das meiste Interesse für die Gegenwart diejenigen, welche uns den siegreichen Kampf Frankreichs, der nach dem Zerfall des Kaiserreichs im Vordergrund stehenden Macht, mit Bonifacius dem Achten darstellen. Deutschland und Italien befanden sich in einem Zustande unerträglicher Auflösung, wie ihn der Sieg kirchlicher Politik über den Staat stets zur Folge hatte und haben würde. Da vergalt den Päpsten, welche diesen Zustand herbeigeführt hatten, Philipp der Schöne, was sie dadurch nicht bloß an den betreffenden Völkern und Fürsten, sondern an ihrem eignen Interesse verbrochen, in gründlichster Weise. Sie hatten das Kaiserthum nicht zertrümmern, wohl aber es sich dienstbar machen, bevorzugte Mitregenten desselben werden wollen. Als es mit Hülfe Frankreichs zertrümmert war, besaß der Papst keinen Schutz mehr, und als er den Kampf mit Philipp wagte, mußte er unterliegen, und für lange Zeit trat das Gegentheil von dem ein, was Gregor und Innocenz erstrebt hatten. Das Papstthum ging in's Exil nach Avignon und wurde von den französischen Königen abhängiger, als es seit den Ottonen je von den Kaisern gewesen war.

Caroline Herschel's Memoiren und Briefwechsel (1750 — 1848). Aus dem Englischen von A. Scheibe. Berlin, Verlag von Wilhelm Herz, 1877.

Caroline Herschel ist die Schwester des Astronomen Wilhelm Herschel, ihre Briefe und Denkwürdigkeiten aber sind in gewissem Grade eine Lebensbeschreibung dieses epochemachenden Entdeckers in der Sternenwelt, wenigstens vortreffliche Beiträge zu einer guten Biographie desselben, die noch geschrieben werden soll, und so ist die hier gebotene Uebersetzung, da wir auch in Caroline selbst einer ungewöhnlichen Frau begegnen, von doppeltem Interesse. Viele

Jahrzehnte stand sie ihrem Bruder zur Seite. Als er von Hannover nach England gegangen war, folgte sie ihm, und als er hier eine einträgliche Stellung als Musiker aufgab, um sich der Erforschung des Himmels ganz widmen zu können, machte sie ihm nicht bloß durch Sparsamkeit in der Wirtschaft dies möglich, sondern half ihm auch bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten, indem sie hingebend und willensstark alle Schwierigkeiten überwand, die dem Laten sich beim Studium der astronomischen Berechnungsmethode entgegenstellen. Sie wurde seine Mitarbeiterin in der Werkstätte, wo er seine Spiegel schiff und polirte, sie stand in kalten Nächten, wo die Tinte gefror, neben seinem Teleskop, um seine Beobachtungen aufzuschreiben, sie lebte überhaupt nur für ihn. Reich hätte sie allein eine berühmte Frau werden können; denn mit dem siebenfüßigen Newton'schen Kometensucher, den sie von ihrem Bruder erhalten, entdeckte sie acht neue Kometen, aber sie arbeitete damit nur für ihren Bruder, und ihre Aufzeichnungen beweisen, daß er nicht bloß als Gelehrter, sondern auch als Mensch diese Liebe und Entsagung verdiente. Caroline Herschels Erinnerungen gehen bis auf das große Erdbeben in Lissabon zurück, sie erlebte den Abfall der nordamerikanischen Colonien von England, die erste französische Revolution, die Erhebung und den Fall Napoleons; sie war Zeugin einer Menge weltumgestaltender Verbesserungen und Erfindungen bis auf die Eisenbahnen und elektrischen Telegraphen; denn sie lebte bis in die Regierungszeit der Königin Victoria. Aber ihre Aufgabe, mit dem Bruder den Himmel zu erforschen, nahm sie so in Anspruch, daß wir in ihren Aufzeichnungen kaum ein öffentliches Ereigniß erwähnt finden. Desto interessanter sind die Einblicke, die sie in das gewöhnliche und wissenschaftliche Leben der Geschwister von ihrem Aufenthalte in Hannover an, wo ihr Vater Musiker bei dem Garderegiment des Kurfürsten war, in welcher Eigenschaft er den siebenjährigen Krieg mitmachte, bis zum Tode Wilhelms und dann von ihrer Rückkehr nach Hannover bis zur Reise ihres Neffen John Herschel nach dem Cap, ihrer Erhebung zum Mitgliede verschiedener gelehrter Gesellschaften und Akademien und ihrem am 9. Januar 1848 erfolgten Tode gewähren. Wir müssen in Betreff aller dieser Mittheilungen, unter denen sich auch eine beträchtliche Zahl Briefe von John Herschel an seine Tante befinden, auf das Buch selbst verweisen, welches uns zeigt, daß Caroline nicht nur eine in ihrer Art gelehrte Dame war, sondern auch eine recht artige humoristische Ader hatte. In einem Briefe an Lady Herschel, der vom 10. Januar 1840 datirt ist, erzählt sie:

„Sie haben vielleicht gehört, daß, als das Rohr des Vierzigfüßigen (des großen Teleskops, welches Wilhelm Herschel in den Jahren 1786 bis 1788 anfertigte) aufgerichtet war, die ganze Tischgesellschaft hineinkletterte und den König segne Gott sang. Einige von den Griesbachs begleiteten

den Gesang auf der Oboe und andern Instrumenten, die sie mit hineinnehmen konnten — und ich gehörte zu den Ersten, die hinein und wieder herauschlüpfen. Aber jetzt — du lieber Himmel! — bin ich kaum im Stande, ohne Hülfe über die Stube zu gehen. Doch was soll das? Dorcas in der Bettleroper sagt: Es kann doch eins seinen Kuchen nicht aufessen und ihn dann noch haben wollen.“ — Eine andere Anekdote vom großen Teleskop ist folgende, die in demselben Briefe mitgetheilt wird: „Ehe noch die optischen Theile eingesezt waren, machte sich mancher Besucher den Spaß durch das Rohr zu gehen. Unter ihnen waren auch der König Georg der Dritte und der Erzbischof von Canterbury. Letzterer, der hinter dem Könige herging, fand es schwierig, vorwärts zu kommen. Da drehte sich der König um, reichte ihm die Hand und sagte: Kommen Sie, Mylord Bischof, ich will Ihnen den Weg zum Himmel zeigen.“

In einem andern Briefe, vom 22. März 1831, sagt die alte Dame mit komischer Resignation: „Ich thue, was ich kann, um meinen Muth unter der täglich zunehmenden Gebrechlichkeit aufrecht zu erhalten, aber ich war den größten Theil des Winters an's Zimmer gefesselt. Und meine Krankheit ist unheilbar; denn sie heißt Altersschwäche. Neun Tage nach Deinem Geburtstage werde ich einundachtzig Jahre alt. Welch abscheulicher Gedanke, im Absterben, in der Auflösung begriffen zu sein! Aber was thut's im Grunde? Je mehr von einem hier schon vergeht, desto weniger braucht im Grabe zu vermodern.“

Geschichte des Feldzugs von 1815 nach archivalischen Quellen von v. Dilleh, General der Infanterie. Mit 4 lithographirten Karten und einem Facsimile. Berlin 1876, Mittler und Sohn.

Ein Separatabdruck aus der bekannten sehr werthvollen Biographie des General von Reyher, wobei alles das weggefallen ist, was nur die persönlichen Verhältnisse desselben und nicht seine unmittelbare Einwirkung auf den Gang der Operationen betrifft. Eine andere Abänderung besteht in der Einfügung einiger ergänzenden Notizen, die der Verfasser, bekanntlich zu den tüchtigsten unsrer wissenschaftlich gebildeten Offiziere gehörig, den hinterlassenen Denkwürdigkeiten des Generals v. Wuffow entnehmen durfte. Die Notizen betreffen zunächst den Rapport, den v. Wuffow, damals Leutnant und Generalstabsoffizier im Stabe Blüchers, im Auftrage Gneisenaus dem Herzoge v. Wellington in Quatre Bras über den Stand der Schlacht bei Ligny abstattete, und der darauf hinauslief, daß man sich preussischer Seits dort höchstens bis zum Einbruch der Nacht auf dem Schlachtfelde zu behaupten im Stande sein werde, dann einige Momente der Schlacht bei Waterloo. Das Facsimile ist ein Brief, den Wellington am 16. Juni 10 $\frac{1}{2}$ Uhr früh an Blücher schrieb, und nach welchem dieser und Gneisenau auf eine active

Mitwirkung englischer Truppen bei dem bevorstehenden Kampfe rechnen konnten.

Christoph Martin Wielands Leben und Wirken in Schwaben und in der Schweiz. Von Prof. L. F. Ofterdinger. Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger. 1877.

Die von 1733 bis 1769 gehende Periode im Leben Wielands ist in der Biographie, die Gruber von ihm geliefert hat, vielfach ungenügend und hin und wieder unrichtig dargestellt und durch spätere Schriften kaum viel besser behandelt worden; ein Autor aber, der, wie wir jetzt über ihn auch urtheilen mögen, auf die damalige deutsche Literatur sehr bedeutenden Einfluß übte, für dessen Leistungen die Großväter der heutigen Generation im hohen Grade schwärmten, und der deshalb eine hervorragende Stelle in der Geschichte des geistigen Lebens der Nation einnimmt, verdient, daß wir ihn und die Entstehung seiner Werke gründlich kennen. Hierzu aber liefert der Verfasser einen werthvollen Beitrag. Er hat mit gutem Material gearbeitet, und namentlich seine Mittheilungen über das Leben Wielands in der kleinen schwäbischen Reichsstadt Biberach stellen Vieles in ein ganz neues Licht. Seine Eltern, die sich stark für den beliebten Dichter interessirten, sammelten, als sie nach Biberach kamen, wo sie noch viele Bekannte und Verwandt, desselben vorfanden, alles was über ihn zu erhalten war, und der Verfasser setzte diese Sammlungen fleißig fort und studirte u. A. auch die von Wieland als Stadtschreiber von Biberach verfaßten Rathsprakokolle, wobei ihm manches Neue zu entdecken und manches Irrige zu berichtigen gelang. Neu ist in dem vorliegenden Buche ein Gedicht Wielands aus seiner Knabenzeit. Ferner ist die Entstehung verschiedner seiner Werke z. B. die der Abenteuer des Don Silvio und die des Amadis hier zum ersten Male festgestellt worden. Ebenso hat der Verfasser den bisher unbekanntn Ursprung einiger Geschichten in den Abderiten nachgewiesen. Vollständiger endlich als bisher sind mehrere Liebesverhältnisse des Dichters, u. A. das zu Sophie de Roche, die Stellung Wielands zu seinen Mitbürgern in Biberach, zu seinen Verwandten und zu einer Anzahl andrer Persönlichkeiten, z. B. zu dem damals berühmten Schauspieler Abt, zu Pfarrer Brechter und zu dem Grafen Stadion erzählt. Nicht ohne Werth und Interesse sind die artistischen Beigaben des Buches, die zunächst in einem Wieland in noch ziemlich jungen Jahren darstellenden Titelbilde, welches nach einer in Weimar befindlichen Büste angefertigt ist, und in Portraits der Frau La Roche und des Grafen Friedrich v. Stadion, dann in einer Ansicht des Schlosses Warthausen, wo der Dichter einige Zeit wohnte, einem Bildchen von Biberach und verschiedenen dortigen Gebäuden, die in dem Leben des Dichters eine Rolle gespielt haben, sowie aus einer Abbildung des Pfarrhauses in Oberholzheim bestehen, wo derselbe

als zweites Kind des Pfarrers Thomas Adam Wieland am 5. September 1733 geboren wurde. Wir finden vielleicht Muße und Raum, in diesem Blatte ein gedrängtes Bild dieser ersten Hälfte des Lebens Wielands, die auch interessante Blicke in das gesellschaftliche Leben der damaligen süddeutschen Kleinstaaten öffnet, zusammenzustellen und mitzutheilen. Für heute nur eine charakteristische Anekdote von Wielands Gönner Stadion, welche zeigt, daß es auch in dieser vielfach verkommenen, von Tyrannei gedrückten und mit Bedientenhaftigkeit aller Art geschlagenen Zeit billig und gerecht denkende Männer gab. „An die Stadionsche Herrschaft Warthausen grenzte, wie an viele andere schwäbische Herrschaften und Prälaturen die oberschwäbische freie Pürsch, auf der die Bauern und Städter das Jagdrecht ausüben durften. Die Herren vom Adel und die Präläten suchten von jeher dieses Recht zu beschränken oder am liebsten ganz aufzuheben, weil sie meinten, Bürger und Bauern gehörten nicht auf die Jagd, und weil sie ihre eigne Jagd durch jenes Recht geschmälert glaubten. Da diese Herren bemerkten, wie gern Graf Stadion dem Jagdvergnügen huldigte, und da sie wußten, daß er bedeutenden Einfluß beim Reichshofrath in Wien hatte, so wurde er gebeten, einen Plan zu unterstützen, nach welchem die kleinen Jagdrechte der reichsstädtischen Bürger und der angrenzenden Bauern aufgehoben und die sogenannte freie Pürsch den Forsten des Adels und der Präläten zugelegt werden sollte. Graf Stadion hatte den Vortrag ruhig mit angehört, dann aber stand er auf und sagte: „Mir ist leid, daß Sie Ihr Vertrauen auf meinen Credit bei dem Reichshofrath in dieser Sache zeigen. Wenn Sie Ihre Forsten zur freien Pürsch machen wollen, so trete ich bei; aber zur Aufhebung der freien Pürsch, als des einzigen Hülfsmittels gegen die Menge des Wildes, das die Felder zerstört, gebe ich meine Einwilligung niemals; denn die Bauern find mir lieber als Hirsche und wilde Schweine.“

Dante Alighieri's Göttliche Komödie. Uebersetzt und erläutert von
Karl Bartsch. 3 Theile. Leipzig, Verlag von
F. C. W. Vogel. 1877.

So oft auch der Versuch gemacht worden ist, Dantes großes Dichterverk in's Deutsche zu übertragen, und so viel Treffliches dieses Streben zu Tage gefördert hat (wir hatten erst vor Kurzem Veranlassung der verbesserten Uebersetzung Wittes zu gedenken), Vollkommenes ist noch nicht erreicht, und namentlich ist es noch nicht gelungen, die Schwierigkeiten zu überwinden, welche sich einer treuen und vollständigen Wiedergabe des Inhalts der Dichtung entgegenstellen, wenn auch die Form der Verdeutschung dem Original vollständig entsprechen, d. h. in gereimten Terzinen sich bewegen soll. Witte und Philalethes haben die letztere nicht für so wesentlich gehalten, um ihr, wie dann immer mehr oder weniger nothwendig sein wird, den Sinn zu opfern. Der Verfasser unsrer Uebersetzung hat zwar auch gefühlt, daß, wenn die Form des Originals beibehalten werden soll, der Nachdichtende sich nicht so streng an den Wortlaut halten kann, als wenn er den Reim aufgibt. Aber er hat es dennoch mit diesem wagen zu müssen geglaubt, obwohl er wenigstens insofern abweicht, als er häufig männliche Reime wählt, wo Dante weibliche anwendet, und wir müssen sagen, daß sein Versuch erheblich besser gelungen ist, als der seiner Vorgänger, wobei ihm freilich zu Gute kam, daß diese ihm mit ihrem Besten zur Auswahl und Benützung zur Hand waren.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.
Verlag von F. V. Herbig in Leipzig. — Druck von Gützel & Herrmann in Leipzig.